In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 250. Posen, den 30. Oktober 1928. 2. Jahrg.

Zu neuen Ufern.

Ein Film- und Rundfunk-Zukunftsroman
von Felix Neumann.

10. Fortsetzung.

Es liegt Arbeit vor bis tief in die Nacht. Und dir, Lieber, wünsche ich einen traumlosen, festen Schlaf! Grüble nicht, sondern hoffe! Die Zukunft birgt auch für uns noch Gutes im Schoß!“

Und nach kurzem Sinnen warf sie ein: „Du für deine Person also hättest nichts dagegen einzuwenden, wenn die Polizei die Untersuchung niederschlägt?“

„Ich — weiß nicht, ob das jetzt noch möglich ist! Falls aber der Intendant, in dessen Hause die Tat geschah, sich einverstanden erklärt und auch der Geheimrat zustimmt, der für den Schaden aufkam, bestehe ich nicht darauf, dieser unerfreulichen Affäre weiter nachzugehen!“

Sie nickte und wandte sich in der Tür noch einmal um: „Ich werde sehen, was sich in der Angelegenheit machen läßt!“

Als Gisela am Alexanderplatz der Schnellbahn entstieg, las sie am Giebel eines großen Hotels die Laufschrift und erschrak.

Verhaftet?

Wie mußte eine solche Maßnahme auf die Künstlerin wirken! — Und welchen schweren Schlag bedeutete das für Biblis!

Sie nahm im Warteraum vor dem Zimmer Platz, wo die Vernehmung stattfand.

Auf der Bank saß eine ältere Frau, die unruhig hin und her rückte und der das ungewohnte Milieu nicht zuzusagen schien.

Schließlich begann sie stockend: „Verzeihen Se, meine Dame!

Wenn ick nu meinen Dienst vasäume, denn bekomme ick doch Entschädijung — —?“

Fräulein Ruhland sah sich ihre Nachbarin genauer an: „Sind Sie als Zeugin geladen? — In der Angelegenheit Reuth?“

„Ach — Sie woll och? Ick bin Jarderobenfrau in da Volksopa!

Se ham mir vorjeladen, weil ich valeicht wichtije Ausagen machen kann —“

„Natürlich werden Sie entschädigt. Um was handelt es sich denn!“

Nun wurde die Frau zutraulich und schüttete ihr Herz aus.

„Wissen Se, an den Nachmittag, wo die Jeschichte passierte, war ick zufällig im Theater! Ick hatte den Abend vorher eene Strickarbeet dort vajessen, die ick nötig brauchte. — Na — Se können sich denken, wie son Theater um die Zeit aussteht. Alles halbdunkel, keen Mensch da. Totenstille. Ick nehme meine Sachen un jehe. Und wie ick frade im Foyer einbieje un die Treppe runter will, da höre ick die Eisentür klappen, die vom Bühnenraum nach der Loge fiehrt. Jott, ick bin neujierig un bleibe eenen Ojenblick stehn. Da kommt eene Dame, schließt die Tür zur Intendantenloge uff un jeht rin!“

Die Frau schnaubte tief auf, während Gisela gespannt zuhörte.

„Wann war denn das — —?“

„Na — es kann so um zwee Uhr mittags jewesen sin, valleicht och etwas späta —!“

„Und — dann, was geschah dann?“

Die Garderobiere zuckte die Achseln.

„Weeß ick das? Ick vermutete doch nischt Schlimmes, und da ick schnell nach Hause mußte, hab ick mir nich weita drum jekümmert —!“

„Wie sah die Dame denn aus?“

„Och — ick hab se man flichtig jesehen. Se hatte einen langen Seidenmantel an, so dunkeljrin, det Jesicht konnte ick nich erkennen —!“

„War sie groß und schlank?“

Da lachte die Frau.

„Ne — det jewiß nich. Kleen und huschelig!“

Bald darauf wurde Gisela durch einen Beamten aufgerufen und ins Zimmer geführt.

Es waren nur wenige Personen anwesend.

Der Untersuchungsrichter, die Kriminalbeamten, Biblis, Fräulein Vermehren und der Intendant.

Jutta saß etwas abseits auf einem Stuhl und stützte das Haupt in die Hand. Neben ihr der Geheimrat sprach leise auf sie ein.

Als Gisela durch den Raum schritt und vor dem Tisch stand, war es ganz still geworden.

So etwas wie beklemmende Spannung lag über dem Zimmer.

Der Untersuchende hob den Blick von den Akten und sah Fräulein Ruhland an.

„Ihre Personalien haben wir ja schon! Sie vertreten auch Ihren erkrankten Verlobten, den Ingenieur Ernst Reuth!“

„Jawohl!“

Der Richter räusperte sich.

„Wir haben heute Fräulein Vermehren, Sängerin an der Volksoper, geladen, weil der schwere Verdacht besteht, daß sie als Täterin in Frage kommt!“

Die Hand wies nach einem Seidenmantel, der über einer Stuhllehne hing.

„Dieses Kleidungsstück ist Fräulein Vermehrens Eigentum, was die Dame nicht leugnet, und es ist auch erwiesen, daß die Täterin den Mantel anhatte, als sie den Apparat zerstörte. Fräulein Vermehren streitet jede Schuld ab und behauptet, den Mantel seit Monaten nicht mehr getragen zu haben — —“

Der Richter blätterte, und ein eisiges Schweigen brütete über dem muffigen Amtszimmer.

„Dann fuhr der Frager fort: „Kennen Sie die Dame persönlich?

Liegt vielleicht irgendeine Veranlassung vor, daß gerade Fräulein Vermehren ein Interesse hatte, den Sender zu zertrümmern!

Trauen Sie der Künstlerin so etwas zu?“

Langsam wandte Gisela das Haupt und sah zu Jutta hinüber, die sich vom Stuhl erhoben hatte.

Nun war die entscheidende Stunde gekommen, nun war es in Giselas Hand gegeben, den vernichtenden Schlag zu führen.

Der Geheimrat hielt den Atem an.

Seine Augen flogen unruhig forschend zwischen den beiden Frauen hin und her.

In Juttas Augen lag ein Ausdruck, als ob sie sagen wollten: „Schone mich nicht! Ich erwarte von dir keine Gnade! Wenn du das kurze Erlebnis jenes Abends erzählst, bin ich gerichtet, kein Alibi vermag mich rein zu waschen!“

Und Gisela sprach: „Ich bin mit Fräulein Vermehren nur einmal zusammengekommen. Wir haben unsere Ansichten über die Erfindung ausgetauscht und sind in voller Harmonie auseinandergegangen!“

Der Richter spielte mit seinem Bleistift.

Biblis war es, als ob ein kaum hörbarer Seufzer der Erleichterung von Juttas blassen Lippen kam.

Wieder ertönte die geschäftsmäßig eintönige Stimme des Beamten durch das Schweigen: „Sie haben also keinen besonderen Verdacht — — —?“

Gisela schüttelte den Kopf.

„Ich traue Fräulein Vermehren eine solche mit voller Ueberlegung ausgeführte Tat nicht zu!“

Erst als Biblis plötzlich herbeisprang, sahen die anderen Anwesenden, daß Jutta auf den Stuhl niedergesunken war.

Eine plötzlich Schwäche übermannte sie.

Heinersdorf brachte Wasser, Gisela stützte das Haupt der Künstlerin mit ihren weichen Händen.

Der Richter tauschte einige leise Worte mit den Kriminalbeamten aus.

Dann sagte er: „Es erscheint angebracht, die Vernehmung zu unterbrechen, bis sich die Zeugin erholt hat. Ich bitte die Herrschaften, im Vorraum zu warten.“

Und zum Gerichtsdiener: „Die nächste Zeugin — Frau Hemmreidt!“

Gisela führte Jutta behutsam hinaus. Die Herren folgten.

Draußen auf dem Flur herrschte Halbdunkel.

Man nahm auf der langen Bank Platz, während sich die Garderobenfrau ins Amtszimmer begab.

Fräulein Ruhland legte den Arm um Jutta.

„Geht es Ihnen besser — —?“

„Ja — danke!“

Der Geheimrat erschien mit einem Glase Wein, das er irgendwo aufgetrieben hatte.

Jutta trank, und Röte kehrte in ihre Wangen zurück.

Dann erzählte Gisela, was sie soeben von der Garderobenfrau hörte und schloß: „Die Dame muß also kleiner gewesen sein als Sie, und da es sich um die Zeit zwischen zwei und drei Uhr nachmittags handelte, so können Sie vielleicht nachweisen, wo Sie sich zu dieser Zeit befanden — — —!“

Gerade als Jutta antworten wollte, begab sich etwas, das sich in raschester Folge vor allen Beteiligten abspielte: Man hörte hastige, laufende Schritte die Steintreppe heraufkommen, dann bog jemand um die Ecke, blickte sich verstört und ratlos um und zauderte, wohin in der Dämmerung der Weg führe.

Die Künstlerin fuhr empor: „Agathe!!“

Und dann?

Im nächsten Augenblick lag das junge Mädchen vor ihrer Herrin auf den Knien, und haltloses Schluchzen schüttelte den Körper.

Erschreckt beugte sich Jutta nieder.

„Kind! Was ist Ihnen denn passiert?“

Stammelnd, mit heiserem Flüstern kamen stoßweise die Worte: „Ich — ich hörte, daß — Sie — verhaftet seien! Mein Gott! Daß man Sie ins Polizeipräsidium brachte —!“

Die Stimme erstarb in Tränen.

Jutta hob die Zofe empor und setzte sie neben sich auf die Bank.

Dann winkte sie den Herren, abseits zu gehen.

„Was haben Sie, Agathe, sprechen Sie doch!“

Fassungslos wimmerte das Mädchen: „Hätte ich das gewußt! Ach — hätte ich das doch gewußt! — Niemals wäre die — Tat — geschehen! Ich — ich —“ die Stimme sank zu fast unverständlichem Flüstern, so daß Jutta ihr Ohr tief neigen mußte — „habe den — Apparat — zerschlagen — —!“

Der Sängerin Hand legte sich hastig auf den Mund Agathens.

Scheu blickte sie sich um.

Außer Gisela hatte niemand die Worte gehört.

„Um — Gottes willen — Agathe — schweigen Sie — doch!“

Die aber stöhnte: „Nein — die Wahrheit — muß — nun — doch ans Licht! Draußen sagen es alle Leute, daß Sie — ins — Gefängnis kommen! Und — und — ich habe es doch nur Ihretwegen getan, weil — ich — wußte, daß — Sie — die — Erfindung — fürchten —!“

Bebend kam es von Juttas Munde: „Kind! Wie konnten Sie so etwas — tun! Wenn es auch gut gemeint war, wieviel Feindschaft und Not erwuchs daraus — —!“

Sie wies auf Gisela.

„Die Dame, die neben Ihnen sitzt, ist Fräulein Ruhland, die Verlobte des Erfinders Reuth! Bitten Sie die um Vergebung, wenn sie Ihnen verzeihen kann — —“

Biblis trat besorgt näher, während Gisela und die Zofe den Gang hinunterschritten.

„Was ist denn geschehen! Etwas mit deinem Gepäck? Ich bin in größter Beunruhigung — —“

Jutta lächelte müde: „Nein! Ein eigenartiges Kapitel von Treue und Hingabe! Laß mich jetzt noch schweigen! Später!!“

Kopfschüttelnd zog sich der Geheimrat zurück und sagte zu Heinersdorf: „Diese Frauen! Man wird nicht aus ihnen klug!“

Und sie sahen, wie die Zofe Fräulein Ruhlands Hand ergriff und sich darüber neigte, während Gisela ernst und ruhig auf das Mädchen einsprach.

Der Intendant zuckte die Achseln.

„Was haben die nur miteinander! Aber — eins muß man sagen: Die Ruhland! Alle Achtung. Eine famose Person!“

Noch einmal mußte Jutta vor dem Richter erscheinen, auch Gisela wurde gerufen.

Frau Hemmreidt wandte sich aufmerksam um und musterte Jutta vom Kopf bis zu den Füßen.

Dann wackelte sie mit dem dicken Kopf.

„Jarnich dran zu denken, Herr Richta! Die, wo ick sah, war viel kleener! Ausjeschlossen!“

Und eine halbe Stunde später stellte Gisela in Gegenwart von Biblis und dem Intendanten im Namen ihres Verlobten den Antrag, die weitere Untersuchung auszusetzen.

Der Richter blätterte zögernd in den Akten.

„Ich weiß nicht, ob das so ohne weiteres —“

Da sagte der Kriminalkommissar: „Nach dem neuen Gesetzbuch von 32 sind Sachbeschädigungen nicht weiter zu verfolgen, wenn seitens des Geschädigten kein gerichtliches Verfahren gewünscht wird. Wie ich höre, genügt die Summe, die seitens der Volksoper an den Ingenieur Reuth gezahlt wurde, den Ansprüchen, so daß eigentlich kein Grund vorliegt — —“

Der Richter schlug den Aktendeckel zu.

„Die Entscheidung kann erst morgen fallen. Dazu bedarf es auch einer schriftlichen Erklärung des Herrn Reuth!“

Und mit einem Blick auf Jutta: „Ich freue mich, daß die Untersuchung diese Wendung nahm. Ihrer Reise steht nichts mehr im Wege!“

Draußen auf dem Flur sah Biblis zu seinem Erstaunen, daß Jutta Fräulein Ruhland im Ueberschwang ihrer Gefühle an sich zog und küßte.

Und zu den Herren gewandt, sprach die Künstlerin: „Bitte, kommen Sie mit nach Mahlow! Dort werden wir uns bei einer Tasse Tee von diesen traurigen Eindrücken erholen, und Fräulein Ruhland wird mein Gast sein!“

(Schluß folgt.)

Sprechende Schatten!

J. Fleck:

Wir leben in dem Jahrhundert der Technik; fast jeden Tag meldet der Telegraph von neuen technisch revolutionierenden Errungenschaften auf jedem denkbaren Gebiet. Man liest, man staunt, man vergißt. —

Vor kurzer Zeit versetzte uns die Mitteilung von dem sprechenden Tonfilm in Staunen. Direktoren, Regisseure und Schauspieler teilten sich bald in zwei Lager — für und gegen!

Den Tonfilm als solchen begrüße ich. Ohne Zweifel wird er bei Kongressen, historisch wichtigen Momenten, in der Pädagogik, bei Berichterstattung und dgl. mehr ein reiches Arbeitsgebiet finden. —

Mit dem Sprechfilm aber steht es ganz anders. Für mich bedeutet der Sprechfilm einen großen Widerspruch in sich. Die Geschichte der Filmkunst — so kurz sie ist — zeigt einen Differentiationsprozeß. Von einem Anfang, wo der Film nur ein Kuriosum war — lebendige Bilder —, erreicht er durch viele Zwischenstadien, deren Analyse hier zu weit führen würde — das, was er heute ist: eine Filmschauspielkunst, das stumme Schauspiel, auf rein optischen Wirkungen basierend. Das allein hat den Film zu dem weltumspannenden Kulturfaktor gemacht, der er heute ist. Die Filmkunst kennt keine nationalen Grenzen, sie steht in dieser Beziehung als Unikum da. Mit dieser Begriffsbestimmung versteht man unmittelbar, wie ich den sprechenden Film einen Widerspruch nennen kann, ja — muß. Man würde dem Film das Edelste rauben, sein Charakteristikum, würde ihn zugrunde richten, wollte man ihn zwingen, zum Sprechfilm zu werden.

Dr. Johannes Guter:

Es hat immer seine Schwierigkeit, über die Zukunft einer Neuerfindung zu prophezeien; es gibt hier manches Pro und Kontra. Der Tonfilm, wie wir ihn jetzt kennen, hat noch lange nicht seine „Kinderkrankheiten" überstanden, muß noch mit technischen Mängeln kämpfen, steht mit anderen Worten im Anfangsstadium. Wenn man sich doch ein Urteil erlaubt, gilt dieses lediglich dem Grundgedanken als solchen.

Der Ton- oder Sprechfilm bedeutet eine neue Kunstgattung, nicht aber — und das möchte ich besonders betonen —, daß der „tote Film" „sprechend" geworden ist. Der Sprechfilm ist etwas Neues, etwas Selbständiges. Er wird neben dem Film existieren und sein Publikum finden trotz der Verwandtschaft — wie seinerzeit der Film neben dem Theater aufgewachsen und groß geworden ist.

Meine feste Ueberzeugung ist es, daß der Sprechfilm, wenn die notwendigen technischen Voraussetzungen eingelöst sind, eine „Zukunft" vor sich haben wird.

G. W. Pabst:

Die Einführung des sprechenden Tonfilms wäre meiner Meinung nach eine gewissenlose Degradierung der Filmkunst. Es wäre dem Film das Charakteristische, das Eigenartige, das, was den Film zu Kunst gemacht hat, das Schweigen, genommen. Man würde ihn zu den ersten tastenden Versuchen zurückführen, da der Film nur eine Reihenfolge von Bildern war, ohne dramatische Handlung! Damals wußte man nicht, welche künstlerischen Möglichkeiten hinter diesen „lebendigen Lichtbildern" verborgen lagen. Was war mehr als natürlich, die Lichtbilder mit Ton zu begleiten, um die Wirkung „naturgetreuer" zu machen. Wenn man z. B. ein Pferd galoppieren sah, „mußte" man doch seine Hufeisen hören! Daß heute die technischen Mittel, die zur Verfügung stehen, vielleicht mehr vollkommen sind, wird kaum den Widerspruch kleiner machen. Der sprechende Tonfilm ist ganz und gar unkünstlerisch.

Noch eines darf man nicht vergessen, wenn man von dem Film als Kunst spricht — und hier liegt sicher der Schlüssel zum vollen Verständnis des Problems — die Internationalität. Der Film ist international in der weitesten Bedeutung des Wortes; er kennt keine nationale Begrenzung. Der sprechende Tonfilm aber ist jeweils an eine bestimmte Sprache gebunden, und ihn international zu machen, das ist vor allem eine Geldfrage.

Rudolf Meinert:

Das Filmspiel ist die Kunst der stummen Bildkomposition. — Das Schauspiel ist die Kunst des gesprochenen Wortes. — Hier die optische, dort die akustische Wirkung.

Bisher marschierten beide Richtungen getrennt nebeneinander und boten gerade in ihrer grundverschiedenen Wesensart immer neue Reize und neue Möglichkeiten. Nun soll der sprechende Film beide Arten verbinden.

Sprechender Film! Man stelle sich vor: ein Bild spricht mit einem anderen Bild z. B. den Dialog aus der „Jungfrau von Orleans". Stundenlang. Kann dies das Resultat sein? Unmöglich! Daher erscheint mir der Ausdruck „sprechender" Film nicht richtig.

Ich lese Tonfilm — und eine Verbindung von optischer und akustischer Wirkung taucht auf. Ein Neues — ein Weg! Neue Möglichkeiten! Nicht ganz stummer Film, aber auch nicht Theater, sondern eine Bilderhandlung, unterbrochen statt früher durch Titeltexte, jetzt durch Worte, unterstützt durch Geräusche, begleitet von einer in allen Theatern gleichen Musik.

Der Tonfilm hat Zukunft. Es gibt neue Ziele, neue Möglichkeiten, aber vom Konglomerat des „sprechenden" Films verschon uns gütigst die Konjunktur.

Alexander E. Esway:

Daß der Tonfilm in absehbarer Zeit den stummen Film verdrängen wird, glaube ich nicht. Der große Vorteil des Tonfilms besteht darin, daß die Begleitmusik mit der photographischen Aufnahme zugleich gemacht wird und dadurch das Klavier im kleinen Kino durch eine regelrechte Orchestermusik ersetzt.

Dem Sprechfilm fehlt die Internationalität, die allein den erstrebenswerten Großhandel zwischen den verschiedenen Ländern möglich macht. Tonfilm als Beiprogramm aber hat eine große Zukunft. Solche Einlagen im stummem Film wirken zweifellos sehr effektvoll. Uebrigens werden wir derartiges bald in dem neuen Jannings-Film sehen. Emil Jannings tritt in einer Dilettantenvorstellung im Film als Trompeter von Säckingen auf; er bläst die Trompete und singt dann „Behüt' dich Gott, es wär zu schön gewesen . . ." Der Tonfilm besitzt so viele natürliche Entwicklungsmöglichkeiten, daß ihm heute schon eine glänzende Zukunft vorauszusagen ist.

Charlie Chaplin über den Tonfilm.

„Sprechende Schatten kommen nur in Spukgeschichten vor. Es ist widernatürlich, einen Schatten sprechen zu lassen. Der Film ist zwar kein Schatten im eigentlichen Sinne; aber er ist immerhin ein Bild. Ein flaches, körperloses Bild. Ein Bild, dem der Künstler Geist einhauchen kann, den Geist, den auch ein großer Maler seinem Bild einhaucht. Aber dieser Geist kann nicht, darf nicht sprechen. Hat man je davon gehört, daß ein großer Maler hinter der Leinwand seines Bildes ein Grammophon aufstellte, das sein Bild zum „sprechenden Bild" machte? Der Mann gehörte ins Irrenhaus. Den Film aber, unseren Film, will man sprechen lassen — — —!

Die Technik hat uns die Möglichkeit gegeben, auch dem Schatten eine Sprache zu verleihen. Schön. Vielleicht werden sich gottbegnadete Künstler finden, die aus dieser Möglichkeit eine neue Kunst machen. Das muß aber wirklich eine neue Kunst sein. Mit unserem Film, von dem nur die Unwissenden sagen, daß er stumm sei, darf sie nichts gemein haben.

Ob diese gottbegnadeten Künstler kommen werden? Ich weiß es nicht . . ."

Der Ochse im Schimpfwort

Zwölf heitere Geschichten vom Ochsen und über den Ochsen.

Der Ochse gehört in die Klasse des Rindviehs. Bos communis. So lernten wir es wenigstens in der Schule. Das wußte aber auch jener amerikanische Botschafter, der sich vom Kuhhirten in diese immerhin bedeutsame Stellung emporgearbeitet hatte. Als er darob wieder einmal von einem jener zu beneidenden Neureichen gehänselt ward, gab er überlegen nur zur Antwort: „Gewiß war ich als Junge mal Kuhhirte. Vielleicht aber verdanke ich gerade diesem Umstand meine Laufbahn, denn seitdem erkenne ich jedes Rindvieh schon von weitem."

*

Der Ochse gilt als dickköpfig. Es gibt indessen auch zweibeinige Dickköpfe. Ein solch dickköpfiger Mensch war auch jener Lehrer, der einem Ochsenfuhrwerk auf schmalem Feldweg begegnete und ihm nicht ausweichen wollte. Empört fragte schließlich der Lehrer: „Weicht der Ochse dem Lehrer oder der Lehrer dem Ochsen aus?" — worauf der biedere Ochsenlenker, seine Pfeife im Mundwinkel drehend, nur die Worte hatte: „Was geht das mich an? Das müßt Ihr schon untereinander ausmachen."

*

Der Ochse ist aber auch ein Kopfarbeiter. Das wußte wohl am besten jener Bauer, der sich vom Lehrer seines Dorfes seine Steuererklärung aufsetzen ließ, dafür aber 10 Mark zahlen mußte, weil es Kopfarbeit gewesen sei. Der Bauer wartete ab und als der Lehrer den Bauern nach einigen Tagen bat, mit seinem Ochsen ihm sein Holz zu fahren, tat es der Bauer, schrieb jedoch dem Lehrer eine Rechnung: „10 Mark, da Kopfarbeit. Meine Ochsen ziehen mit dem Kopfe."

*

Der Ochse ist auch gut, um dem Finanzamt mal eins auszuwischen. Denn jener Bauer schmunzelte, als er seinem zuständigen Finanzamt auf dessen Rückfrage, was aus den im vorigen Jahre angegebenen Bullenkälbern geworden sei, die lakonische Antwort gab: „Das sind heuer richtige Ochsen."

*

Gut gab es auch jener Bauer dem Studenten heim, der sich auf der Kirchweih rühmte, alles besser zu wissen, da er doch an drei Hochschulen studiert habe. Als dem Bauer die Sache zu bunt wurde, sagte er nur ruhig vor sich hin. „Ich hatte einmal ein Kalb, das saugte bei drei Kühen und blieb trotzdem ein Ochse."

*

„Wenn vier Kälber 350 Pfund wiegen, wieviel wiegt ein alter Ochse?" foppte ein Städter mal einen Landmann, worauf letzterer ihm die einzig richtige Antwort gab: „Stellen Sie sich auf die Wage, dann können Sie es selbst ablesen."

*

Auch auf dem Katheder sollte man mit dem Worte Ochse vorsichtig sein. Sonst geht es einem wie jenem Professor an einer landwirtschaftlichen Hochschule, der seinen Hörern riet, endlich einmal den heimatlichen Viehbestand an Ort und Stelle zu studieren, und an diesen an und für sich berechtigten Rat die Behauptung knüpfte, daß, wenn e r nicht wäre, seine Studenten niemals einen Ochsen zu Gesicht bekämen.

*

Da wir nun gerade beim Ochsen und den Studenten sind, sei an jene köstliche Antwort erinnert, die ein in Examensnöten schwitzender Kandidat gab, als sein Professor sich am Anblick des armen Opfers weidete und höhnisch sagte: „Da stehen die Ochsen am Berge." „Herr Professor, ich bin kein Berg," sagte der Kandidat trocken." Und ob dieser Antwort allein hätte er die Prüfung bestehen müssen.

*

Auf der „Künstlergalerie" eines Provinztheaters entstand mal aus irgend einem Grunde Lärm. Entrüstet darob drehte sich ein Herr im vornehmen Parkett um und rief zur Galerie hinauf: „Ruhe, Ihr Ochsen!" worauf es ihm prompt von oben zurückschallte: „Hier oben ist nur der Heuboden, unten stehen die Ochsen."

O. S. W. N. sind bekanntlich die Buchstaben, die man mitunter an den Windfahnen anbringt. Ein allzu schlauer Städter wollte mal einen Bauer auf die Probe stellen und fragte ihn, ob er wisse, was die Buchstaben bedeuten? — „Ochse, siehste Waldheim nicht?" gab der „dumme" Bauer dem „schlauen" Stadtfrack zurück.

*

„Was ist die Befehlsform von: Der Ochse zieht den Mistwagen?" fragte der Lehrer in der Dorfschule seine Schüler. „Hüh!" entgegnete ihm siegesgewiß der kleinste Knirps. Hatte er etwa nicht recht?

*

Wenn man jedoch O c h s h e i ß t, hat man den Vorteil, nicht lange raten zu müssen, welche Inschrift man seinem Söhnlein auf dessen Grabstein setzen solle. Man kann es dann einfach machen, wie jener kluge: Bauer Ochs, der folgende Inschrift gewählt hat:

Hier ruht das kleine Oechselein,
Vom alten Ochs das Söhnelein.
Der Himmel hat es nicht gewollt,
Daß er ein Ochse werden sollt.

Ein Kuß auf den Philippinen.

Vorsicht sei allen Europäern empfohlen, die etwa nach den Philippinen reisen müssen oder wollen. Hier darf nämlich kein Weißer ein eingeborenes Mädchen küssen. Wer das Küssen nicht lassen kann, muß sich ein weißes Mädchen mitnehmen, wenn er mit dem Gesetz nicht in Konflikt kommen will. Es gibt nämlich noch Richter auf den Philippinen, die streng auf Moral halten und das Küssen für die schwerste Sünde ansehen. Küssen kommt gleich nach schwerem Straßenraub. Küssen ist überhaupt schwerer Straßenraub. Und wird mit Gefängnis nicht unter drei Jahren bestraft.

Das mußte auch der argentinische Kaufmann Kovatsch erfahren, als er vor einiger Zeit in Manila auf den Philippinen ankam. Ging er da gemächlich spazieren, besah sich die schönen Mädchen, machte verliebte Augen, ganz wie in Paris auf dem Boulevard oder in Berlin auf der Tauentzienstraße. Und was er weder in Paris noch in Berlin, nicht einmal in Montevideo gewagt hätte, das glaubte er hier sich erlauben zu dürfen, er, der Kulturmensch im Lande der Naturmenschen; er ging auf ein besonders hübsches Mädchen zu und gab der Schönen, weil er großes Gefallen an ihr fand, einen herzhaften Kuß. Aber die Schöne war darüber empört. So etwas könne man sich wohl in Berlin oder in Montevideo erlauben, hier in Manila auf den Philippinen sei Anstand und Moral immer noch oberstes Naturgesetz. Sie verklagte den sittenlosen Europäer, und dieser mußte vor den Richter. Lächelnd erklärte sich der Kaufmann bereit, eine Buße zu zahlen. Er dachte es mit Geld gutmachen zu können. O, was hatte der Argentinier für Begriffe von der strengen Moral, die auf den Philippinen herrscht. Das Gericht verurteilte ihn zu 3 Jahren Gefängnis.

Nun wußte der Argentinier, daß die ganze Geschichte mehr als nur ein Scherz war. Bestürzt wandte er sich an einen Rechtsanwalt um Hilfe. Er bot eine hohe Kaution, um frei zu kommen. Aber er mußte in Haft bleiben, bis die Angelegenheit vor die höchste Instanz kam. Hier wurde die Strafe für den kußfreudigen Argentinier ermäßigt: auf zwei Jahre. Aber sitzen muß er doch. Und alles für einen Kuß.

Wer also einmal auf die Philippinen kommen sollte, erinnere sich der Tragödie des argentinischen Kaufmannes Kovatsch.

Schweden hat die größten Menschen.

Nach den Berechnungen des Professor Hulterantz von der Universität Upsala hat Schweden die größten Menschen in Europa. Er hat die Periode von 1840 bis 1914 untersucht, indem er die Körpergröße von einundzwanzigjährigen Männern feststellte und kam zu der Entdeckung, daß seine Landsleute in diesem Alter gegenwärtig durchschnittlich 175 Zentimeter groß sind, während die Schweden der Steinzeit — auch das hat der gelehrte Herr herauszufinden gewußt — bloß 165 Zentimeter maßen. Die Steigerung um 10 Zentimeter haben die Schweden zum größten Teil in den beiden jüngsten Generationen erreicht, denn nach Professor Hulterantz ist der Schwede von heute um 3 Zentimeter größer als sein Vater und dieser wieder um 6 Zentimeter als sein Vater. Zu Beginn der erwähnten Periode war bloß einer von hundert Männern 180 Zentimeter groß, während sich jetzt nicht weniger als 20 so große Männer unter hundert finden. Das schnelle Anwachsen der Körpergröße des jüngeren Geschlechts führt Hulterantz auf die besseren Lebensverhältnisse und den Sport zurück.

Rothaarige gesucht!

In einer Straße der britischen Hauptstadt bemerkte man vor einigen Tagen ein ganzes Aufgebot von rothaarigen Damen, die um den Eingang zu einem Kino erbitterte, unblutige, aber nichtsdestoweniger heftige Kämpfe inszenierten. Alle diese rothaarigen Mädchen bewarben sich um einen Posten in diesem Kino. Ein Kinodirektor hatte eine Annonce in einer großen Zeitung erscheinen lassen, wonach er zwanzig Programmverkäuferinnen suche und die Bedingung stellte, daß die Bewerberinnen rotes Haar haben müßten. Warum auf einmal rotes Haar, fragt vielleicht der Laie? Blond ist doch Trumpf. In diesem Falle aber hatten die Rothaarigen den Vorzug. Denn die braunrote Herbstdekoration des Kinos verlangte nach rothaarigen Verkäuferinnen. Blond hätte hier nur einen Mißton in die Farbensymphonie gebracht. Man sieht also, daß der Herr Kinodirektor Kunstsinn besitzt und sich durch Objektivität auszeichnet, denn tausend gegen eins zu wetten, die Blonden sind ihm gewiß lieber als die Roten. Aber was tut man nicht alles der Forderung nach Sachlichkeit zuliebe?

Aus aller Welt.

Ein versinkendes Fischerdorf. Das ärmliche Fischerdorf Isda, an der Grenze zwischen Estland und Rußland über vier kleine Inselchen des Sees von Pleskau zerstreut, muß von seinen Bewohnern geräumt werden, da die kleinen Inseln vom Wasser schon so unterminiert sind, daß sie jeden Augenblick untersinken können. Die Inselbewohner sind indes so arm, daß sie weder die Kosten der Uebersiedlung noch der Errichtung neuer Hütten aufbringen können. Sie haben deshalb an die estnische Regierung die Bitte gerichtet, sie und ihre Habe auf Staatskosten an das Seeufer bringen zu lassen und ihnen dort die Möglichkeit zu geben, sich Hütten zu bauen.

Die Galläpfel im Volksglauben. Aus der Beschaffenheit der Galläpfel im Herbst werden im Volksglauben manche Folgerungen gezogen. Einen heißen Sommer im nächsten Jahre sollen besonders dünne Galläpfel anzeigen. Sind die Galläpfel dürr, so kündigt dies ein trockenes Jahr an; sind sie dagegen immer feucht, so soll ein nasses Jahr zu erwarten sein. Galläpfel mit Maden sollen für den Finder ein glückliches Jahr bedeuten; wer dagegen einen Gallapfel mit einer Spinne findet, soll unglücklich werden. Findet jemand einen Gallapfel, in dem eine Fliege ist, so hat der Finder weder besonderes Glück, noch besonderes Unglück zu erwarten.

Die größten Fische der Erde. Auf seiner Forschungsfahrt auf dem Karibischen Meere fand der Zoologe Mitchell Hedges wahre Ungeheuer von seltsamen Fischen. So fing er einmal einen Schaufelnasenhai, der eine Länge von 4½ Metern besaß und so stark war, daß er die große Jacht, auf der sich der Forscher und die Bemannung befanden, stundenlang hinter sich herzog. Ferner gab es in diesem Meere Sägefische, die eine so große Kraft besaßen, daß sie Ketten von halbzölligem Eisenstahl wie Rüben durchbissen, und bei einer Länge von mehr als acht bis zehn Metern ein Gewicht von 4500 und 5700 Pfund aufwiesen. Bei solchem Fischfang, der zum Teil auch mit der Harpune ausgeführt wurde, kam es denn auch vor, daß eine Tagesfahrt ein Ergebnis von 6490 Pfund Fischen lieferte. Die Gier der großen Sägefische hatten einen Umfang von mehr als 36 Zentimetern.

Fröhliche Ecke.

Sauberkeit. Der italienische Maler Ubaldo Oppi hatte eine Autofahrt in die römische Campagna unternommen. Er speiste in einer kleinen Locanda, und hierbei fiel ihm auf, daß das Mädchen, das ihn bediente, wundervolle Hände hatte. Nur waren diese Hände sehr schmutzig. Ubaldo Oppi erklärte dem Mädchen, er habe die Absicht, ihre Hände zu skizzieren, nur wäre es nötig, daß sie vorher einmal gründlich gewaschen würden. An dem nötigen Trinkgeld würde er es dann schon nicht fehlen lassen. Das Mädchen willigte ein und verschwand, kam aber nach einer halben Minute schon wieder zurück und fragte: „Welche Hand soll ich waschen, Signore?"

De Deibchen. Ein Fremder fragt einen Einheimischen auf dem Augustusplatz, ob die Taubenschar, die man dort jederzeit vorfindet, irgendeine symbolische Bedeutung für Leipzig habe. Der brave Sachse stutzt zunächst. Man merkt ihm an, daß er selber noch nie darüber nachgedacht hat. Dann aber versichert er strahlend: „Ae Symbolchen? Eija, das hammse schon, be Deibchen! Die busseln ähmd so gerne bei uns rum, weil mir och alle so sanftmietch sin."

Lene Voigt.

In Gedanken. Dienstmädchen (meldend): „Herr Professor, Ihre Frau hat einen kleinen Jungen geboren." — Professor: „Wie oft habe ich Ihnen schon gesagt, Sie sollen mich nicht wegen jeder Kleinigkeit stören!"